



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Romantisches

Walzel, Oskar

Bonn, 1934

1. Vermittelnde Kritik

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99238](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99238)

Adam Müllers Ästhetik

I. Deutsche Wissenschaft und Literatur

I. Vermittelnde Kritik

Goethe macht in dem Brief an Zelter vom 20. Oktober 1831 Adam Müller zum Opfer Friedrich Schlegels. Schlegel sei am Wiederkäuen sittlicher und religiöser Absurditäten erstickt und habe sich deshalb in den Katholizismus geflüchtet. Bei seinem Untergang habe er ein recht hübsches, aber falsch gesteigertes Talent, Adam Müller, nach sich gezogen. (Goethe wendet seinen Begriff der forcierten Talente auf Müller an.)

Nicht nur Goethe erblickt in Müller einen Gefolgsmann Friedrich Schlegels. Seit längerer Zeit wird indes solcher Ansicht stark widersprochen. Noch aber ist nicht reinlich errechnet worden, was Müller mit Schlegel verbindet und was ihn von Schlegel trennt. Am wenigsten innerhalb des Bereichs der Kunstlehre, eher noch auf politischem und nationalökonomischem Gebiet. Ich denke nicht daran, Abhängigkeit der Kunstbetrachtung Müllers von Schlegel erweisen zu wollen. Hier ist angesichts der Frage, wie weit Müller über Schlegel, vielmehr über die Brüder Schlegel und über ihre nächsten Genossen hinausgelangt ist, vor allem nur festzustellen, wie er selbst sein Verhältnis zu diesen Vorläufern gesehen hat und wo er mit Willen und Wissen von ihnen abweicht und ihre Ansichten berichtigen möchte.

Nächstes und wichtigstes Zeugnis sind Müllers „Vorlesungen über deutsche Wissenschaft und Literatur“. Sie erschienen 1806 in Dresden. Im folgenden Jahr trat, gleichfalls in Dresden, eine vermehrte und verbesserte zweite Auflage hervor. Sie wurde 1920 von Arthur Salz in einem Neudruck wieder vorgelegt.

Goethe las das Buch in erster Gestalt. Gutz hatte es ihm übersandt, mit einem Begleitbrief, der dringlich um ein freimütiges Urteil bat und zugleich hohe Erwartungen weckte. Müller wird ein wirklich außerordentlicher Geist genannt. In seinem Kopf flößen auf eine höchst

originelle und tiefsinnige Weise Ideen, die dem Anschein nach voneinander weit entfernt sind, ineinander; in ihm seien Wissenschaft, Kunst, Religion, Gesellschaft, Staat, auf eine Art, wie man es bisher selten gefunden, verschmolzen. Eigentliche Denkkraft und eine reiche und blühende Phantasie durchdrängen einander. Über Goethe selbst sage er, was zum Besten gehöre, das in Deutschland je gesagt worden sei. (Der Brief ist in den Schriften der Goethegesellschaft 14, 327 f. abgedruckt.) Goethe urteilte später in den „Annalen“ von 1806, er habe die Vorlesungen mit geteilter Empfindung studiert; „denn wenn man wirklich darin einen vorzüglichen Geist erblickte, so ward man auch mancher unsichern Schritte gewahr, welche nach und nach folgerecht das beste Naturell auf falsche Wege führen mußten“.

Für die Beantwortung der Frage, die sich mir stellt, fällt besonders schwer ins Gewicht, daß Friedrich Schlegel selbst die zweite Auflage der Vorlesungen ausführlich in den Heidelbergischen Jahrbüchern von 1808 besprochen hat. (Neugedruckt ist die Anzeige in Kürschners Deutscher National-Literatur 143, 405 ff.). Er kargt nicht mit Zustimmung; er hat auch Einwände bereit. Er spricht über die Vorlesungen, wie man sich über Arbeit eines Gefolgsmanns äußert, der es wagt, eigne Wege zu gehen. Gegensatz wird da um so stärker fühlbar; denn leichter erträgt sich Einspruch eines Fernstehenden als eines Anhängers, der durch seinen Einspruch den Anschein einer Absage weckt.

Unzweideutig genug erhärten die Vorlesungen, wie hoch sie die Schlegel und besonders Friedrich bewerten. Noch war gleich starke Anerkennung den beiden kaum zuteil geworden. Schon die Nachbarschaft, in der sie hier auftreten, ehrt sie. Müller durfte sich nicht wundern, wenn er, der — schon 1806 — solche Paarungen wagte, nun unbedingter Gefolgschaft bezichtigt wurde. Da heißt es (Salz' Neudruck G. 184): „Was vermöchten die übrigen europäischen Nationen wohl der Dynastie von Restauratoren des klassischen Geistes in Deutschland von Luther, Melanchthon, Ulrich von Hutten und Erasmus, durch Opitz, Klopstock, Lessing, Winkelmann, Herder, Voß, Johannes Müller, Fr. Schlegel, Schleiermacher, hindurch bis zu Wolf und Goethe an die Seite zu setzen?“ Aber auch für „die Wiederherstellung des romantischen Geistes, an die die Reihe natürlich erst später, nämlich da das Altertum absolut und isoliert nicht länger betrachtet werden konnte, kommen mußte,“ seien in Deutschland große Dinge durch Tieck, August Wilhelm Schlegel, durch Friedrich Schlegel und Goethe und insbesondere durch Novalis geschehen.

Müllers Urteile über Novalis stellt Jakob Baga in der Schrift „Adam Müllers Philosophie, Ästhetik und Staatswissenschaft“ (Berlin 1929 S. 54 ff.) zusammen; Baga gibt hier nicht viel mehr als eine Stellensammlung; den entscheidenden Zusammenhang zwischen Novalis und Müller hatte er schon in seiner „Einführung in die romantische Staatswissenschaft“ (Jena 1923 S. 52 ff.) und in der Arbeit „Gesellschaft und Staat im Spiegel deutscher Romantik“ (ebenda 1924 S. 146 ff.) entwickelt.

Baga bucht ebenso in der Schrift von 1929 Müllers Urteile über Goethe, Schiller, Shakespeare und Kleist. Solche Aneinanderreihung von Werturteilen ist der Gefahr ausgesetzt, zu übersehen, wo der Hauptakzent liegt. Wenn etwa Baga den Eindruck weckt, Müllers Urteil über Schiller schließe sich dem der Romantik an, so muß, wer diese Dinge aus der rechten Nähe sieht, sagen, daß gerade Müller weit eher dem Mißurteil der Schlegel und ihrer nächsten Genossen entgegentritt als zustimmt.

Wie in diesem Fall das eigentlich Wichtige bei Baga nicht herauskommt, so muß auch stärker als von Baga betont werden, was es bedeutete, daß Novalis von Müller derart neben Goethe gestellt wird. Und nicht nur er, auch die Schlegel und Tieck. Dies Letzte wiegt wohl noch schwerer, nicht bloß weil es in den „Vorlesungen“ neben Einwänden gegen die Schlegel und besonders gegen Tieck steht. (V. Schlegel meinte eine Voreingenommenheit Müllers gegen Tieck feststellen zu müssen.) Uns will heute solche Gleichordnung gar nicht einleuchten.

Sie ist ein unzweideutiges Bekenntnis. Kaum in dem Buch „De l'Allemagne“ der Staël rückten — einige Jahre später — die Frühromantiker gleich unmittelbar neben Goethe. Freilich folgt eine ausführlichere Würdigung Goethes und nur Goethes. Sie schließt zunächst den Abschnitt „Geschichtlicher Überblick über die deutsche Poesie“ ab, die zehnte Vorlesung. Auf fast fünf Seiten wird an „Werther“, „Faust“ und „Wilhelm Meister“ das Wesen Goethes entwickelt. Vollends zergliedert die ganze elfte Vorlesung „Die Dichtungen Goethes“. Keinem andern ersteht gleiches in den Vorlesungen. Das kennzeichnet das Wesen des Buchs. Irre ich, wenn ich annehme, daß mancher den Titel falsch deute und meine, hier werde für deutsche Literatur geboten, was für die Dichtung der Welt Wilhelm Schlegel in den Berliner Vorlesungen geleistet hatte und demnächst Friedrich in Wiener Vorlesungen leisten sollte? Müllers Buch ist nichts weniger als eine Literaturgeschichte. Es erörtert Probleme, es umschreibt

in drei Vorlesungen den deutschen Geist, in drei weiteren Vorlesungen das Wesen deutscher Kritik, deutscher Dichtung, deutscher Philosophie. Dann folgt die Begriffsbestimmung organischer Weltanschauung, also eines Lieblingsbegriffs Müllers. Zwei Vorlesungen erörtern deutsche Geschichte und Staatswissenschaft und den deutschen Staatsgedanken. Nun erst schließen sich der Überblick über die deutsche Poesie, der Abschnitt über Goethes Dichtungen, endlich einer über das deutsche Theater an. Es sind, wie F. Schlegel richtig bemerkt, „universalhistorische Betrachtungen über die deutsche Literatur, besonders über ihren gegenwärtigen Zustand, und über ihre eigentümliche Bestimmung“.

Wirklich bleibt für einzelne Persönlichkeiten so wenig Raum übrig, daß — wie in den obenangeführten Sätzen — wir zuweilen mit Namenreihen abgespeist werden. Goethe macht eine Ausnahme; und neben ihm Hans Sachs. F. Schlegel fand die Äußerung über Hans Sachs wertvoll genug, sie in seiner Besprechung fast nach ihrem ganzen Umfang abzudrucken, und zwar als „Beleg für das Lob, welches wir glauben dem Herrn A. Müller erteilen zu müssen“. Sie atmet den Geist von „Hans Sachsens poetischer Sendung“, sie sagt treffend, was in wenigen Sätzen über Hans Sachs gesagt werden kann, wenn er verstanden und bejahend gewürdigt werden soll. Sie bietet weniger Einschränkungen als W. Schlegels ausführlichere Charakteristik in den Berliner Vorlesungen (3, 56 ff.). Sie hat mehr Verständnis für Sachsens Erzieherdrang. W. Schlegel sieht Sachs von der Warte strenger klassisch-romantischer Ästhetik und hat auch deshalb manches gegen die Kunstgestalt seiner Dichtungen einzuwenden.

Ferdinand Eichler nennt in seiner sorgsamten Arbeit „Das Nachleben des Hans Sachs“ (Leipzig 1904 S. 211) Schlegels Sätze über Sachs den Glanzpunkt alles dessen, was die Romantiker für Sachs getan haben. Er sucht auch Schlegels und Müllers Auffassung (S. 214) zu scheiden. Müller sehe Sachs im Zusammenhang mit der gesamten volkstümlichen Entwicklung. Das erkläre sich aus der Stellung Müllers zu Politik und Leben. Schlegels Auffassung sei in der Hauptsache literarhistorisch. Ob dieser Ausdruck zutrifft oder nicht, sei hier nicht entschieden. Richtig ist, daß es Müller vor allem um das eine zu tun war, an Hans Sachs zu erweisen (S. 180), „wie die politische oder die ökonomische und die poetische Existenz einander beständig bedingen“, und zu zeigen, „wie unziemlich die Gleichgültigkeit der Dichter und Freunde der Poesie gegen den gesellschaftlichen Zustand von Deutschland erscheinen muß“. In W. Schlegels Vorlesungen klingt das nur leise an, wenn er (3, 56 f.) Wesen und Bildung des

Handwerks um 1500, eines Handwerks, das „damals, besonders in den freien Reichsstädten, mit weit mehr Kunstsinne ausgeübt wurde als jetzt“, zur Voraussetzung des Meistersangs wie der Kunst Hans Sachs' macht. Tatsächlich setzt sich bei Müller eine Betrachtungsweise durch, die von W. Schlegel 1803 noch nicht erreicht worden oder ihm zum mindesten noch nicht ganz geläufig war. Ihre ersten Ansätze zeigen sich in F. Schlegels „Europa“. Müller brachte sie von Anfang an mit und wandte sie nur auf Betrachtung deutscher Dichtung erst nach F. Schlegel an. Über diesen Zusammenhang soll hier bald Näheres gesagt werden.

Die letzte Vorlesung spricht ausdrücklich vom deutschen Theater und nicht vom deutschen Drama. Wieder steht Grundsätzliches voran, etwa eine Gegenüberstellung der weiblichen Natur der Tragödie und des festen, trockenen, männlichen Wesens der Komödie. Länger verweilt Müller nur bei Jffland und Kosebue. Mit gewissem Recht durfte F. Schlegel (S. 414) zweifeln, ob Müllers feiner Spott über sie gut aufgenommen oder auch nur verstanden werden könnte, „wenn die Meinung, die vor zehn Jahren ungefähr über diese dramatischen Schriftsteller allgemein galt, noch die herrschende wäre, und wenn nicht andre erst die freilich nicht so angenehme Arbeit übernommen hätten, sich dem Strom der Mode entgegenzusetzen“. Er meint natürlich auch sich selbst und seine Genossen. Müller dürfte das nicht anders gesehen und gern zugegeben haben, wieweit er auch an dieser Stelle der Frühromantik verpflichtet war. Doch es ging ihm um anderes, wenn er Jffland und Kosebue ausführlich besprach. Schiller brauchte er in dieser letzten Vorlesung nicht zu würdigen. Er hatte es ziemlich kurz in der vorletzten getan, im Anschluß an die Würdigung Goethes. Deutlich kennzeichnet sich und sagt er, um wieviel Goethe ihm mehr bedeutet. Dennoch strebt er nach gerechter Anerkennung der Eigenheit Schillers. Bei dieser Gelegenheit kehrt er sich einmal ganz von F. Schlegel ab, von dessen „lieblosen Erzessen“ gegen Schiller. „Die Distichen über Schiller haben sich, in dieser an Frechheiten aller Art ergiebigen Zeit sogar, nicht ans Licht wagen wollen.“ F. Schlegel hatte es leicht, angesichts dieses Ausfalls an die „ersten Grundsätze literarischer Rechtfertigung“ zu erinnern und zu fragen, ob es erlaubt sei, über etwas Ungedrucktes, nirgend Ausgestelltes oder auch nur Angekündigtes ein öffentliches Urteil zu fällen.

Fast ließe sich glauben, Müller wolle durch diesen einen Einwand bezeugen, daß er nicht bedingungsloser Anhänger F. Schlegels sei. Raum mag im gleichen Sinn gefaßt sein, was (S. 72) über die

„fromme Hingebung“ vorgebracht wird, mit der die Schlegel Tieck, und über die „hoffärtige Schnöde“, mit der sie F. H. Jacobi behandelten. (F. Schlegel erwiderte mit der Wendung, Müller sei in hohem Grade ungerecht gegen Tieck; Schlegel übertreibt.) Müller zielt auf anderes, wenn er erklärt, die Schlegel kämen Tieck zu sehr und Jacobi zu wenig entgegen. (Auch wenn er Iffland und Rosebue betrachtet.) Es ist der eigentliche Mittelpunkt und wohl auch das wesentlich Neue der ganzen Vorlesungen. Müller verdankt den Schlegel, daß sie nicht auf seinem Standpunkt einer „vermittelnden Kritik“ stünden. Doch gerade die Entwicklung und Befürwortung dieses Begriffs meidet nach Kräften den Anschein, es solle den Schlegel schlechthin irgendwelche Unzulänglichkeit nachgewiesen werden.

Müller schreibt Europa eine Vermittlerrolle zu; er meint, daß innerhalb Europas der Deutsche dieselbe Vermittlerrolle zu spielen habe. Aber er muß zugeben (S. 41), daß Lessing und F. Schlegel durch ihren hartnäckigen Einspruch gegen die Grundsätze der französischen Poetik und Rhetorik einen Gegenbeweis lieferten. Hier stehen die schwerwiegenden Worte, Müller wolle in der Folge Lessing und F. Schlegel „als leitendes Zwillingsgestirn der deutschen Kritik“ aufführen. Auch ist Müller bereit, die Maßregeln der beiden im Kampf gegen den „Despotismus der französischen Kritik“ zu begreifen und zu entschuldigen.

Allein er will nicht stehen bleiben, wo die beiden stehen. In der vierten Vorlesung sagt er, wie er das meint: „Sowenig Natur und Kunst sich widersprechen, vielmehr beide nach unendlicher Vereinigung streben, ebensowenig verliert die echte Kritik an Strenge, wenn sie sich mit der Freiheit und Toleranz der Geschichte versöhnt. Nicht bloß als Fehler des Individuums sind die Unvollkommenheiten menschlicher Werke zu betrachten, sondern auch als Glieder in der Bildungskette des Ganzen“ (S. 67 f.).

Müller weiß, daß es eine Kritik in diesem Sinn noch nicht gebe. Doch solche vermittelnde Kritik ist ihm der Stolz und der höchste Gewinn aller Bildung überhaupt (S. 76).

In der dritten Vorlesung bahnt sich das an. Wieder wird von F. Schlegel ausgegangen. Er habe zuerst den geschichtlichen Blick Winckelmanns auf die griechische Poesie übertragen und die Entwicklung dieses Kunststaats als Naturgeschichte eines organischen Wesens gefaßt. Auf ähnliche Weise habe Schlegel die Rechte der vergessenen Schönheit germanischer Kunst und den Glanz ihres Lebens wiederhergestellt.

Dennoch sei zuletzt Schlegels ausschließend auf Kampf gerichtetes Beginnen unentschieden zwischen den beiden Formen der Weltgeschichte stehen geblieben. Merkwürdig sei, zu sehen, wie tief Schlegel fühle, was er entbehrt. Bald von Platon, bald vom Orient und von Indien erwarte er ein vereinigendes Element für das Reich der Schönheit. (Müller denkt vor allem an Rundgebungen Schlegels seit dessen Pariser Zeit, seit der Zeitschrift „Europa“.)

Müller wehrt sich überhaupt dagegen, daß man innerhalb einer weiten Wüste einzelne Gärten und Paradiese abstecke. „Wenn ich über den einzelnen Dichter, den ich in sich und im ganzen zu schauen strebe, den größern Dichter, die Menschheit; wenn ich über das kunstreichste Werk des einzelnen das große Gedicht, die Weltgeschichte, vergessen, wenn ich im Kampf gegen das Unwürdige meiner Zeit den Frieden mit meiner Zeit verlieren soll, so ist mir wenig gedient“ (S. 52 f.). Verachtung der Zeit sei noch lange nicht edle Unzufriedenheit mit ihr, und Unzufriedenheit noch lange nicht tätiger und reiner Kampf mit der Zeit. „Es gibt eine höhere Kritik als die eurige, die echt deutsche, vermittelnde meine ich, die nicht bloß zu streiten, sondern im Streite selbst zu versöhnen weiß. Aus ihren Gesichtspunkten werden die einzelnen Werke des Geistes auch nach den Graden ihrer Bedeutenheit menschlich geordnet, kein einziges aber zu absoluter Verachtung verdammt. Wer vernichten muß, um zu ordnen, ist sicher geringer und unfähiger als der, welcher die Herrlichkeit seines Dichters in ihrem vermittelnden Umfassen von tausend minder bedeutenden Erscheinungen darzustellen und auch hier, wie es sich gebührt, die Herrschaft der Heroen der Menschheit auf ihren Gehorsam, auf ihre Duldung, auf ihre Verträglichkeit gegen die übrigen zu begründen weiß“ (S. 53 f.).

Hier wünschte man, daß Müller hier weniger hinreißende Beredsamkeit und mehr strengsachliche Betrachtung ins Werk setzte. Was er vorbringt, ist von außerordentlicher Bedeutung. Geschichte der Dichtung soll als ein Ganzes verstanden werden. Alles Werten wird bedingt durch das rechte Verständnis des Ganzen. Deutlich scheidet sich von solcher geschichtlichen Ganzschau der Kampf der Kritik gegen einzelne Erscheinungen, die der Tag zeitigt.

J. Schlegel setzt sich in seiner Besprechung ausführlich mit dem Begriff der vermittelnden Kritik auseinander. Hier soll nur das Wichtigste angedeutet werden. Zunächst stellt er fest, daß jede Kritik notwendig eine vermittelnde sei, „da sie ihrem Wesen nach nichts anders sein kann, als eine gemeinschaftliche oder mittlere, sei es nun Kunst oder

Wissenschaft, zwischen so vielen andern oder fast allen andern Teilen der Erkenntnis". Von der Religion bis auf die Grammatik und ihre Silbenstechereien herab umfasse sie das Größte und Heiligste neben dem scheinbar Geringsfügigen. Geschichtsforschung, Poesie und Kunst, Philosophie, sogar Naturwissenschaften und Mathematik, zunächst in der Vermittlung zwischen philosophischer Ansicht und Erfahrung, unterstehen der Kritik. Kritik ist hier als Allgemeinwissenschaft genommen, als Erschließung der Methodik von Wissenschaft wie als Begründung des Wesens der Künste, als Mittel der Selbstbesinnung über die Leistung von Wissenschaft und Kunst.

Schlegel aber geht sofort über diesen Bereich hinaus. Er kennzeichnet die Grenzen solcher Kritik, und zwar ganz im Sinn Müllers. Er beweist aus Müllers eigenen Ansichten, was auch solche weitestgefaßte Kritik nicht leiste. Ganz wie Geng in dem Schreiben an Goethe hat Schlegel von Anfang an dem Buch Müllers nachzuzuhmen, daß es durchgängig die Literatur in Beziehung auf das Leben setze, auf die großen Begebenheiten der Zeitgeschichte und auf die stillen Umwandlungen des Zeitgeistes. Nun indes gesteht er zu, daß sogar sein eigener hoher Begriff von Kritik, mehr als er sollte, vom wirklichen Leben getrennt sei und eine abgeschlossene Welt für sich bilde. Schlegel fordert ein neues Mittelglied, „um diese in ihrer einsamen Idealität verschwundene literarische Welt mit der tätigen des bürgerlichen und vaterländischen Lebens in wirksame Berührung zu setzen". Andere Nationen hätten im Theater ein solches Mittelglied. Auf deutschem Boden könne dem denkenden Staats- und Geschäftsmann die Kritik das Theater ersetzen. Eine Kritik, ausgeübt von dem vermittelnden Gelehrten, „der dem Leben und der Zeitgeschichte nicht fremd, das Allgemeine der Geschichte wohl noch besser inne hat als er [der denkende Staats- und Geschäftsmann], dabei aber die Kenntnis und Fähigkeit besitzt, durch jenen gemeinschaftlichen Berührungspunkt ihm auch die unbekannten Regionen der Kunst, besonders aber der Philosophie zu eröffnen". Wie all das den Absichten Müllers entgegenkommt, wird durch die Tatsache erwiesen, daß Schlegel in Müller ein entschiedenes Talent und den Beruf anerkennt, die Kritik besonders nach dieser Seite hin, wo sie mit der Geschichte, der Politik und dem geselligen Leben in Berührung steht, zu üben und darzustellen.

Die ganze Darlegung entwickelt einen Voratz, dem fortan beide, F. Schlegel wie Adam Müller, nachlebten: Der Kritiker als Gehilfe des Staatsmanns. An dieser Stelle konnten sie sich zusammenfinden. Von ihr aus erschloß sich ihnen ein gemeinsamer Weg. Er hat

Schlegel nicht viel äußern Erfolg gebracht; aber auch Müller erreichte nicht wesentlich mehr. Im Dienst Metternichs stießen sie, der eine mehr, der andere etwas weniger, auf zu viel Hemmnisse.

Irrtum wäre die Annahme, Schlegel gehe, geleitet von Müller, in dieser Äußerung auf ein neues, ihm bisher fremdes Gebiet über. Die große Wandlung der Romantik, die sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts vollzog, hat als einer der ersten F. Schlegel erwirkt.

Müllers dritte Vorlesung könnte den Anschein wecken und hat ihn geweckt, daß nach seiner Ansicht Fr. Schlegel den entscheidenden Schritt noch nicht getan habe. Er sagt (S. 56) der „kritischen Revolution in Deutschland“ nach, sie habe in der absolut wissenschaftlichen Einseitigkeit, in der sie sich bisher fast ausschließlich gezeigt, eine große unmittelbare Wirkung auf die deutsche Nationalität nicht hervorgebracht. Denn sie habe es verschmäht, in das Wesen der gleichzeitigen Bewegungen der Gesellschaft sowohl in ihren öffentlichen als in ihren Privatbeziehungen tätig und fortgesetzt einzugehen. Müller erblickt den Grund solchen Versagens in „einem gewissen ganz unziemlichen Stolz“. „Den Staat und seine gegenwärtige keineswegs mit Verachtung zu übersehende Gestalt setzte sie mit idealistischer Selbstgenügsamkeit über die Seite. Natürlich mußte sie, anstatt ihre eigne Bedeutung zu erhöhen, durch den unmittelbaren Drang der gesellschaftlichen Not unserer Zeit überwältigt und dem absoluten Bewußtsein ihres eignen Daseins überlassen werden.“

Es hieße die Stelle mißverstehen, wenn nur die Frühromantik als die „kritische Revolution in Deutschland“ gefaßt würde, die hier angeklagt ist. Selbstverständlich denkt Müller an die ganze Entwicklung, die sich seit Lessing vollzogen hatte.

Am greifbarsten ist, was Müller meint, gleich zu Beginn der Vorlesungen. Hier enthüllt sich die Achse, um die fortan romantisches Denken schwingen sollte. Es war der Kampf gegen Verzicht auf Tradition und gegen die stärkste Betätigung solchen Verzichts, gegen die Französische Revolution. Auf dem Gebiet des Rechts war es der Kampf der historischen Schule gegen das Naturrecht. Im „Programm“ der Vorlesungen heißt es (S. 12): „Von den neuern Nationen Europas hat jede zu ihrer Zeit sich von dem Wahne beherrschen lassen, sie müsse erst zu einem gewissen Stande der Natur zurückkehren, ihre ganze moderne Individualität abstreifen, gleichsam den ganzen Weg von vorne wieder anfangen, anstatt von dem verirrten Seitenwege sich nur gelassen auf die sichere Hauptstraße hinzuwenden, um wahre Bildung zu erreichen.“ Man habe sich nach der Straße

der Griechen zurückgelenkt, statt mit Gewinnen, die auf Nebenwegen gewonnen worden waren, und die man keineswegs wegzwerfen brauchte, die weise Richtung der Kräfte des Altertums wiederzufinden und zu verfolgen.

Wie das eigentlich gemeint ist, verrät die Anmerkung zur Stelle. Sie nennt Rousseaus Staats-, aber auch Schillers Kunsttheorien, dann als Wichtigstes die Ideen, die der Französischen Revolution untergelegt worden sind. Es mag befremden, daß Rousseau mit der gesamten Wiedererweckung der Antike zu einer Einheit verknüpft wird. Immerhin war er der entscheidendste Gegner alles Traditionalismus. Allein gilt gleiches von Schiller und von seinen Kunstlehren? Bereitet sich nicht überhaupt der Kampf der spätern Romantik für die Überlieferung, also für eine Evolution aus altem Besitz und gegen eine Revolution, die achtlos den alten Besitz beiseite schiebt, schon überall da vor, wo gegen Rousseau für erworbene Kultur und gegen Rückkehr zum alten Naturzustand eingetreten wird? Auch Schiller eröffnet dieses Eintreten für Kultur nicht; er treibt nur weiter, was vor ihm andere, Mendelssohn und Kant vor allem, verfochten.

Durch Schiller aber gewinnt der Wunsch, das Erworbene und Bestehende nicht unbedenklich einem Wiedererwecken des Einst preiszugeben, die entscheidendste Gestalt in der Wertung, die bei ihm der moderne sentimentalische Dichter auf Kosten des antiken naiven erfährt. Und gerade dieser Schritt Schillers schenkt der jungen deutschen Romantik den Mut, sich in ihrem Wesen gegen die Antike zu behaupten. Wen träte weniger als den Verfasser der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ der Vorwurf Müllers, man wolle die ganze moderne Individualität abstreifen und zuerst den Weg ganz von vorne wieder anfangen? Ein Romantiker durfte am wenigsten solchen Undanks sich schuldig machen.

Umsonst wäre es, wollte man für Müller ins Feld führen, er bekämpfe nur eine rousseauisch gedachte Rückkehr zum Urzustand und ein Neuaufbauen, das von diesem Naturzustand ausginge. (So war es ja in der Französischen Revolution.) Er meint nicht nur den Schritt zum Goldenen Zeitalter der Urwelt, auch den Schritt zum Goldenen Zeitalter der Antike. Er verurteilt den einen wie den andern. Wer Urwelt und wer Antike rückschreitend zur Grundlage der Gegenwart und der Zukunft macht, kann sich auf nichts anderes als auf Verstandesmittel stützen, seinen Neubau aufzurichten, wenn er das eine oder das andere im Sinn Rousseaus oder der Französischen Revolution durchführen will. Rousseaus Naturrecht ist verstandesmäßig

erschlossen und kümmert sich nicht um die Kräfte, die im geschichtlich Gewordenen schlummern. Soll noch hinzugefügt werden, daß Herder vor andern das Recht des geschichtlich Gewordenen verfocht? Wie Herder faßt Müller Geschichte als einen Organismus auf, dessen Entwicklungsgesetze der Verstand zwar erraten, aber nicht vorschreiben kann.

Und so scheint Müllers Einwand gegen Schiller ganz fehlzugreifen; und doch behält Müller recht, wenn er seine Betrachtungsweise scharf von Schiller scheidet. Schiller denkt nicht daran, dem modernen sentimentalischen Dichter irgendwelche Rechte zuzubilligen, die aus seiner Stammesart sich herleiten. Er nimmt die ganze Angelegenheit durchaus nur im Sinn des modernen Menschen überhaupt. Sogar F. Schlegel macht das zunächst nicht anders, wenn er nach Schiller für den modernen Dichter eintritt. Für Müller enthüllt sich die „moderne Individualität“ vor allem in den Zügen, die sie mit der engern Heimat verbinden, die ihnen vielmehr diese engere Heimat geschenkt hat. Müller meint das, wenn er gegen die unziemliche Gleichgültigkeit der Dichter und der Freunde der Poesie eifert, die sich um den gesellschaftlichen Zustand Deutschlands nicht kümmern. Im gesellschaftlichen Zustand offenbare sich am deutlichsten das geschichtlich Gewordene. Deshalb war ihm wichtig, an Hans Sachs die Beziehungen zur deutschen Gesellschaftsordnung seines Zeitalters stark zu betonen.

Schon indem Müller nicht wie Schiller allgemein und allgemeinmenschlich vom modernen Dichter, sondern vom deutschen Dichter spricht, sondert er sich von Schiller. Die Frühromantik erwog deutsches Wesen gegen 1800 immer bewußter. Das „Athenäum“ erweist es. Wackenroder und Tieck regen das an. Aber hier sei nicht Altbekanntes breitgetreten, auch nicht abermals angegeben, wie sich in der „Europa“ diese Richtung vertieft und verstärkt. Und so durfte mit Fug und Recht für F. Schlegel die Stellung, die gegen die idealistisch selbstgenügsame Haltung der deutschen kritischen Revolution von Müllers Vorlesungen behauptet wird, wie etwas ihm selbst durchaus Geläufiges und Selbstverständliches gelten, durfte er zu erkennen geben, daß er selbst diese Stellung schon gewonnen habe: „Es ist ein Anblick, der zum Teil mit Staunen, zum Teil mit Wehmut erfüllt, wenn man die von drohenden Anzeichen schwangre, ruinenvolle Geschichte des letzten Jahrhunderts gegenwärtig hat, und nun die ersten Geister der Deutschen, fast ohne Ausnahme, seit mehr als fünfzig Jahren einzig und allein in eine bloß ästhetische Ansicht der Dinge so ganz verloren, fast alle nur

mit sich beschäftigt sieht, bis endlich jeder ernste Gedanke an Gott und Vaterland, jede Erinnerung des alten Ruhms und mit ihnen der Geist der Stärke und Treue meist bis auf die letzte Spur erloschen war.“ So heißt es in der Besprechung der Vorlesungen Müllers (S. 419). Es geschieht ausdrücklich in voller Anerkennung der Arbeit, die für „größte Entfaltung des vaterländischen Geistes“ von Müller geleistet worden war. Aber auch mit merklicher Betonung der Tatsache, daß Schlegel in dieser Arbeit Müllers nur wiederfand, was er selbst erstrebte, daß er mithin sich durch Müllers Angriff auf die kritische Revolution nicht getroffen zu fühlen brauchte.

Vielleicht verallgemeinerte Schlegel in den angeführten Worten die Meinung Müllers. Vielleicht nahm er das Ganze von noch höherer Warte, getreu der Überzeugung, die er schon in der „Europa“ vertreten hatte. Dann bliebe Müllers Stärke das Beharren auf einem gesellschaftswissenschaftlichen Standpunkt, bliebe es das feste Band, das in Müllers Schauweise mit dem Staat die Kunst verknüpft. Von ihr aus ergab sich der Weg, der zu der „Hermannschlacht“ und besonders zu dem „Homburg“ Kleists hinleitete; auch F. Schlegel hätte Kleist diesen Weg nicht gleich unzweideutig gewiesen.

Wesentlich aber sind F. Schlegel und Müller miteinander einig in ihrem Wunsch, Dichtung nicht losgelöst vom Leben und vor allem vom Leben des Volks zu betrachten, im Kritiker also den Vermittler zwischen dem Leben eines Volks und seiner Dichtung zu erblicken. Allerdings möchte F. Schlegel gerade in diesem Zusammenhang nicht den Ausdruck „vermittelnde“, sondern den andern „philosophische Kritik“ gebrauchen. Philosophische Kritik sei, sagt Schlegel (S. 410), darum das verbindende Glied zwischen dem Leben und der literarischen Welt, „weil sie der gemeinschaftliche, zwar nicht das Ganze beherrschende, aber doch mehrere Glieder zugleich belebende, hie und da lenkende Geist der Bildung in derselben ist“. Und so könnte auch Schlegel diese philosophische wie Müller die vermittelnde Kritik eine deutsche nennen, da bis jetzt bei keinem andern Volk eine solche vorhanden war. Nach ihrer Idee werde bei uns wenigstens mit Erfolg gestrebt, „wenn anders die Anfänge derselben schon das Lob verdienen, welches Hr. A. Müller ihnen erteilt“.

Indes nimmt nach Schlegels Ansicht Müller den Begriff der literarischen Vermittlung manchmal in einem Sinn, der besser für Frankreich als für Deutschland taugt. Frankreich sei durch seine geographische Lage und durch seine politischen Verhältnisse vor allem berufen, der Mittelpunkt eines Gedankenverkehrs zu sein und zu werden, der das

allgemein Brauchbarste der Gegenwart wählend und anwendend in schnellen Umlauf setzt. Schlegel möchte den Unterschied deutscher von französischer vermittelnder Kritik mit dem Satz bezeichnen: „Nicht in der Mitte, noch auf der Oberfläche ist die Sphäre des deutschen Geistes, sondern die Tiefe ist seine eigentliche Region, in der von jeher er herrscht und alle andern siegreich zu übertreffen vermag.“ Erlebnisse, die in Frankreich Schlegel hatte, tönen da nach; und nur weil Schlegel hier etwas sagt, das sich ihm enttäuschend und bedrückend in Paris ergeben hatte, gewinnt der Satz Gewicht und wirkt nicht wie Wiederholung eines Gemeinplatzes, der die Gefahren einer einseitigen „Tiefe“ verkennet.

2. Friedrich Schlegels kritische Grundsätze

Gegen Müllers vermittelnde Kritik hat Schlegel aber noch ein wesentliches Bedenken vorzubringen. Er bekämpft sie, soweit sie zugleich eine versöhnende Kritik sein will. Müller nehme das „zum Teil in einem ganz allgemeinen, beinahe mystischen Sinne, wo wohl nichts anders darunter verstanden werden kann, als die völlige und gänzliche Auflösung aller Gegensätze in Einheit und Frieden“. Der Dichtung wie den Künsten überhaupt möchte Schlegel zugestehen, daß sie alles in Harmonie verschmelzen. Kritik aber würde mit der Poesie eins und hätte alles Sondern und Unterscheiden aufgegeben, wenn sie gleiches erstrebt.

Schlegel entscheidet: „Die philosophische Kritik ist an sich weder polemisch noch irenisch, sondern sie ist beides zugleich, das eine oder das andre, so wie das Bedürfnis der Kunst und der Zeit es fordert, und die Beschaffenheit der Gegenstände es mit sich bringt.“ Höchstens ließe sich behaupten, daß das versöhnende Element zuletzt die Oberhand behalten müsse; aus lauter Friede und Einigkeit eine Kritik zusammenzusetzen, sei indes ebenso vergeblich, wie durch vernünftige Diskurse etwas produzieren zu wollen. Solchen Ansichten liege nichts anderes zugrunde als der Satz, die Vorsehung lenke doch alles zum besten, wie verkehrt es auch die einzelnen anfangen mögen. Oder der noch einfachere, daß alles eben kommen mußte, wie es kam, daß alles, was ist, ist.

Schlegel berührt da etwas flüchtig ein Fragengebiet, das ihm von früh an Sorgen gemacht hatte und das er nicht bezwungen hat. Der Einwand, den er hier gegen Müller erhebt, findet sich schon, und zwar fast wörtlich gleich, in der Besprechung der 7. und 8. Sammlung von